

Der Weltkrieg als Erzieher.

D. K. Mit vollem Vertrauen auf unser Heer sind wir in den Weltkrieg eingetreten. Gleichwohl übertrafen die Leistungen des deutschen Soldaten auch im dritten Kriegsjahr immer noch die höchsten Erwartungen. Bei solcher Haltung seiner Mannhaftigkeit muß jeder Führer draußen den Glauben an eine glänzende Zukunft des deutschen Volkes gewinnen. Diese Zuversicht findet aber aus dem Felde Heimkehrenden jedoch im Vaterlande leider nicht allgemein verbreitet. Wohl wird viel von der Notwendigkeit des Durchhaltens bis zum Siege gesprochen, aber schon fragt man sich vielfach besorgt, was nach dem Kriege werden soll. Es fehlt bei manchem der echte, frohe Glaube an unsere Zukunft. Hierbei spricht offenbar mit, daß die Eindrücke, die den im Felde Stehenden umgeben, in der Heimat fehlen. Noch so anschaulich Geschildertes vermag niemals Selbsterlebtes zu ersetzen.

Es kommt hinzu, daß bei der langen Dauer des Krieges das Interesse an den Begebenheiten, zumal denjenigen von geringerer Tragweite, für das Gelingen des Ganzen, abklumpft. Der Krieg wird in der Heimat nicht mehr überall mit dem Herzen erlebt, sondern zum Teil nur noch loszulagen akademisch betrachtet. Damit aber tut man, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, unseren Kriegern draußen schweres Unrecht. Die Kühnheit der Führung hat im Heere überall die Kühnheit der Truppe geweckt. Gerade der Stellungskrieg ist das Gebiet unzähliger tüchtiger Taten einzelner Leute.

Uns allen, dem Führer wie dem Mann, haftet menschliche Schwäche an. So sind denn auch gewiß nicht alle deutschen Soldaten von Natur Helden, aber gerade darin offenbart sich die erziehende Macht dieses Kampfes um unser Dasein, daß in ihm die Schwachen mitgerissen werden. Sie können gar nicht anders, als nach Heldentum streben. Darum ist zu hoffen, daß wir aus dem Weltkriege bleibenden Gewinn für unser Volk ziehen werden, daß es mit mehr Stolz und Selbstbewußtsein wieder an seine friedliche Beschäftigung gehen wird, als es ihm früher eigen war. Unsere geschichtliche Entwicklung hat dahin geführt, daß wir im Gegensatz zu anderen Völkern erst spät zu einem nationalen Bewußtsein gelangt sind. Daraus erklärt sich vieles in unserer Wesensart. Es gilt, aus diesem gewaltigen Kriege das heimzubringen, was den Fremden seit Jahrhunderten geläufig war.

Wir müssen bei voller Wahrung der uns eigenen Rechtfertigung erkennen lernen, daß alle großen Fragen der Politik Machtfragen sind. Nur dann werden wir in Zukunft den Fremden Achtung abnötigen, nicht indem wir ihnen nachlaufen und nach ihrem Beispiel gehen. Die Achtung, die ihnen die deutschen Bajonette aufgezungen haben, darf im Frieden nicht wieder verloren gehen.

Der Charakter eines Volkes ist wohl in seinen Grundzügen etwas Gegebenes, seine Entwicklung aber wird durch den Lauf der Geschichte stark beeinflusst. Nicht immer sind es Jahrhunderte, die solchen Einfluß üben, auch plötzliche Anstöße können große Änderungen in dieser Hinsicht hervorrufen. Und sollte nicht dieser Weltkrieg mit seinen tief einschneidenden Wirkungen auf nahezu allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens von größerer Tragweite sein als manches gleichmäßig dahinfließende Jahrhundert der Vergangenheit? Gewahren wir doch jetzt mitten im Kriege bei unseren Gegnern Erscheinungen, die wir vorher für unmöglich gehalten hätten. Der Haß, mit dem sie uns begegnen, darf uns nicht blind machen für ihre Leistungen. Frankreich zeigt einen Opfermut und eine Zähigkeit, die von der überlebten Auffassung vom Wesen des französischen Volkes durchaus abweichen. England, das bisher nur zur See stark war, hat, so wenig Anflug sie auch früher im Vollen fand, die allgemeine Wehrpflicht angenommen und sich ein gewaltiges Landheer geschaffen. In diesen Völkern, die bereits vor Jahrhunderten zu staatlicher Einigung gelangten, ist das Verständnis für große Machtfragen weit

mehr ausgebreitet als bei uns. Darauf aber kommt es an.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß wir Deutsche in Technik, Handel und Kriegswesen nicht nur durchaus modern sind, sondern darin Leistungen aufweisen, eine Anpassungsfähigkeit zeigen, die den Reiz und die Bewunderung der ganzen Welt hervorrufen, andererseits jedoch in staatlichen Begriffen uns vielfach im Gedankentum des vorigen, wenn nicht des vorvorigen Jahrhunderts bewegen. Wir sollen gewiß überkommenes hochhalten, aber doch nur so weit, als es der Gegenwart nützt. Es ist kein Mangel an Ehrfurcht, sondern lediglich Klugheit, wenn man sich der Erkenntnis beugt, daß alles Leben Entwicklung ist. Diese aber vollzieht sich jetzt unter völlig anderen Verhältnissen als vor hundert Jahren. Man lese in Meinendes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ nach, in wie hohem Grade bei Stein, ja selbst bei Gneisenau damals noch weltbürgerliche Tendenzen obwalteten, und der Gegensatz zu heute wird ohne weiteres offenbar.

Die Zeit fordert von uns eine andere Ehrfurcht als die vor den Geflochtenheiten der Vergangenheit, sie fordert Ehrfurcht vor unseren Gefallenen. Soll ihr Blut nicht umsonst gestossen sein, so müssen wir, um mit Clausewitz zu sprechen, „der Wichtigkeit des Gemüts, dem Gange nach behaglicher Empfindung“, die dem Erbteil deutschen Wesens, entsagen. Nur wenn er diesen Härtingsprozeß vollführt, wird die erzieherische Wirkung des Weltkrieges an uns nicht verloren sein.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Schneeefall an der Westfront.

Londoner Blätter melden aus der Gegend von Verdun: Am 16. abends begann Schnee zu fallen und am 17. nahm der Schneeeffall zu. Das eroberte Gebiet ist ein einziger Morast, in dem im Augenblick kein einziger Laufgraben angelegt werden könne. Die Wegschaffung der Verwundeten sei entsetzlich schwierig und die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln und Wasser eine Riesearbeit.

Italiens Kriegskosten.

In einer Kritik über die Erklärungen des Finanzministers Carcano in der italienischen Kammer schreibt der „Avanti“: Carcano habe gesagt, daß vom 1. Juli 1915 bis zum 30. Juni 1916 Italien 7 1/2 Milliarden für den Krieg ausgegeben habe. Dieser Summe müßten 3 Milliarden für die Kriegsvorbereitung und mehr als 1 Milliarde für die Kriegskosten im Mai und Juni 1915 hinzugefügt werden. Bis Ende Juni 1916 habe also Italien 10 1/2 Milliarden ausgegeben. Seit 1. Juli bis zum 20. November habe Italien nach den Angaben Carcanos weiter 8 Milliarden und 982 Millionen ausgegeben. Die militärischen Kriegskosten Italiens belaufen sich also auf rund 20 Milliarden. Nicht inbegriffen seien in dieser Summe die indirekten Kriegskosten, wie der Verlust bei der Einfuhr von Getreide, Kohle usw.

Die eroberten Quellen in Betrieb.

Im rumänischen Quellengebiet erwies sich die Beschädigung der technischen Anlagen als nur gering. Der Bohr- und Maschinbetrieb konnte sofort wieder aufgenommen werden und dürfte demnächst eine Erweiterung erfahren. Die eingeseffene Bevölkerung, die seither in den Betrieben arbeitete, ist durchaus arbeitswillig. Am schwierigsten dürfte die Transportfrage bei der Ausbeutung der Quellen sein.

Das Schicksal der rumänischen Armee.

Die Pariser Blätter beurteilen jetzt die Kriegslage in Rumänien wenig zuversichtlich. Dem Wettkampf zwischen Madenien und dem rumänischen Heere zum Sereth müße man, meint das „Journal“, mit äußerster Spannung entgegenblicken, da von dem früheren Eintreffen des deutschen linken Flügels das Schicksal der rumänischen Armee abhängt. Der

Weltkrieg und der „Radical“ machen wegen der unzureichenden Vorbereitung Rumäniens und dessen Unterstützung durch seine Verbündeten der Diplomatie und der Seeresleitung der Verbündeten heftige Vorwürfe. Oberleutnant Roufflet befürchtet einerseits eine Bedrohung der russischen Südprowinzen und andererseits Mazedoniens.

In Monastir.

In Sofia eingetroffene bulgarische Flüchtlinge aus Monastir erzählen, daß dort nur zwei französische Schwadronen und kaum dreihundert Infanteristen eingezogen sind. Die bulgarischen Truppen beherrschen aus ihren Stellungen die Stadt und die ganze Monastir-Ebene. Das Leben in der Stadt ist ruhig. Die französische Besatzung behandelt die bulgarische Bevölkerung schlecht und beraubt die bulgarischen Geschäfte. Über 150 Bulgaren, die ihre Häuser beim Einzug der Franzosen nicht mit französischen Flaggen schmückten, wurden nach Florina gebracht, die bulgarische Schule ist vollständig zerstört. Die Bevölkerung erwartet mit Ungeduld die Rückkehr der verbündeten Truppen.

Die Kosten der Offensive.

Französisch-englische Verluste.

Der französische Funkpruch Lyon vom 12. Dezember 1916 bringt unwahre Zahlen über die Verluste beider Gegner an der Somme, denen von völlig zuverlässiger militärischer Seite folgende Zahlen entgegengesetzt werden:

Die Gesamtverluste der Franzosen und Engländer seit Kriegsbeginn betragen:

Franzosen	3 800 000 Mann,
Engländer	1 800 000 Mann,
zusammen	5 600 000 Mann.

In diesen auf sicherer Grundlage ruhenden Zahlen sind die Verluste der braunen und schwarzen Franzosen und Engländer nicht mit eingerechnet. Da diese farbigen Häftlinge von jeher mit Vorliebe bei größeren Angriffen eingesetzt werden, erhöhen sie die Verlustsziffern unserer Feinde im Westen wahrscheinlich noch um mehrere Hunderttausend.

Seit dem 1. Juli werden in den Sommerkämpfen 104 französisch-englische Divisionen eingesetzt, die von allen Teilen der Front zwischen dem Meer und der Schweiz herangezogen sind. Der größte Teil dieser Divisionen trat nach kurzer Ruhe zum zweiten, dritten und vierten Male in der Front auf, so daß im ganzen 226 Divisionsanläufe zu rechnen sind.

Die französischen Verluste an der Somme sind bis Ende November auf mindestens 250 000 Mann zu veranschlagen, jene der Engländer auf 550 000. Dabei haben die Franzosen seit langer Zeit sich von größeren verlustreichen Angriffen zurückgehalten. Die französisch-englischen Gesamtverluste in der Sommer-Schlacht belaufen sich somit nach vorsichtiger Berechnung auf mindestens 800 000 Mann.

Sie übersteigen demnach weit die von unseren Feinden errechnete Zahl von 690 000 Mann deutscher Sommerverluste, die in Wirklichkeit erheblich unter 1/2 Million bleibt und wobei zu bedenken ist, daß etwa 76% aller Verwundeten dank der vortrefflichen ärztlichen Pflege und dem hohen Stande der ärztlichen Wissenschaft in Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit kampffähig wieder zur Front abrückten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

In der Württembergischen Ersten Kammer erklärte der Präsident Fürst zu Hohenzollern-Sigmaringen, das deutsche Friedensangebot berechtige zu der Hoffnung, daß die Welt darin ein Zeichen von unserer Stärke und Zuversicht sowie unserer wärmsten Friedensliebe erkennen werde und daß diese Bemühungen dem suchtbaren Völkertumpe ein habiges Ende bereiten. Ministerpräsident Freiherr v. Weizsäcker wies darauf hin, daß, wenn der Krieg fortgehe, Deutschlands tapfere Soldaten dem Vaterlande

erst recht einen starken und dauernden Frieden erkämpfen. Zu Hause werde dem Mute der Mitarbeiter mit freudiger Entschlossenheit Folge geleistet werden. Was den Ausbesserungsplan anlangt, so seien wir für 1917 in jeder Richtung bereit.

Eine Regierungsvorlage an den hessischen Landtag fordert Staatsdarlehen an alle selbständigen Gewerbetreibenden und Angehörigen der freien Berufe, die geschäftlich oder beruflich infolge Einziehung zum Militärdienst Schaden erlitten haben, ferner für Arbeiter, Privatangestellte und alle Militärfamilien, die infolge Kriegseinsatzes einen selbständigen Beruf ergreifen müssen. Die Darlehen sollen bis zu 1600 Mark auf fünf Jahre gewährt werden. Auch kann an Witwen zur Fortführung des Geschäftes ein Darlehen gegeben werden. Im ersten Jahr ist das Darlehen zinsfrei, für das zweite und dritte Jahr ist eine 2%ige, für das vierte und das folgende Jahr eine 4%ige Verzinsung vorgezogen. Die Tilgung soll mit dem dritten Jahr beginnen. An der Gewährung der Darlehen sollen Staat und Gemeinde gleichmäßig beteiligt sein. Zunächst wird ein Kapital von drei Millionen gefordert, die im Anleihewege aufzubringen sind.

Sterreich-Ungarn.

Ministerpräsident Graf Tisza teilte im ungarischen Abgeordnetenhaus mit, daß die Krönung am 30. Dezember stattfinden werde. Er beantragte, daß das Abgeordnetenhaus hierfür gewisse Vorkehrungen treffe und die Wahl des Palatin-Stellvertreters vornehmen möge, der gemeinsam mit dem Prinzen dem König die Krone auf Haupt setze. Ferner soll eine Abordnung gewählt werden, die nach dem feierlichen Einzug den König begrüßt und ihn ersucht, die Krönung vorzunehmen und die Erlaubnis zur Krönung der Königin zu erteilen.

Frankreich.

Der Kongress der Sozialistischen Vereinigung des Seine-Departements hatte eine lange Besprechung über die Frage der Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen zwischen den kriegführenden und neutralen Ländern. Er nahm mit 10 026 gegen 403 Stimmen eine Entschließung an, die die Möglichkeit der Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen und besonders Verhandlungen für den Frieden in Betracht zieht, unter der Bedingung, daß klare Vorschläge auf genau umschriebenen Grundlagen von Deutschland und seinen Verbündeten vorgelegt würden.

England.

Wie in unternichteten Kreisen verlautet, wird Premierminister Lloyd George sich nach seiner Wiederherstellung ganz dem Kriege widmen und dem Unterhause dazu sehr kräftige Mittel vorschlagen. Sollte er dabei auf Widerstand stoßen, so seien Neuwahlen zu erwarten. Die Anhänger Lloyd Georges machen kein Geheimnis daraus, daß es möglicherweise in nächster Zeit zu Neuwahlen kommen werde.

Griechenland.

Die Vergewaltigung Griechenlands durch den Bierverband dauert an. Ministerpräsident Lambros hat erklärt, daß die Blockade erst aufgehoben werden würde, wenn die Frage der Genugtuung gelöst sein werde. Die Annahme der Forderungen des Bierverbandes bedeutet die Entfernung der Armee aus Thessalien und der Verbringung der Artillerie nach dem Peloponnes. Die Verlegung der Truppen und der Artillerie wird etwa 3 Wochen dauern.

Amerika.

Nach den letzten Nachrichten aus Washington ist keine Änderung in der auswärtigen Politik der Ver. Staaten erfolgt, weder in der U-Boot-Sache mit Deutschland und Österreich-Ungarn, noch in den Handelsfragen mit England und seinen Verbündeten. Diese Erklärung wurde durch eine in einem New Yorker Blatt veröffentlichte drahtlose Meldung aus Berlin hervorgerufen, in der darauf hingewiesen wird, führende Berliner Schriftsteller seien der Ansicht, daß Wilson eine unfreundliche Politik gegen Deutschland angenommen habe.

Hinnerk, der Knecht.

Roman von Bruno Wagener.

(Fortsetzung.)

Eine ihn selbst überraschende Ernüchterung befiel ihn. Dieses Weib hatte ihn mit fürmlicher Leidenschaft erfüllt können. Er verstand es kaum noch. Der Klauisch war verfloren. Und jetzt wußte er, daß er sie nur mit den Augen geliebt hatte, mit den schönheitsdürstigen Sinnen in ihrer eifrigsten Annuit und Kraft, ihrer knospenden Weiblichkeit. Und mit einem Schlage war das nun alles vorbei. Nichts war in seiner Seele übriggeblieben, das ihn inniger mit diesem Weibe verband. Er hatte geglaubt, sie zu lieben, und hatte sich nur an Jugend und Schönheit herangeschoben. In Gesine aber waren alle die alten Gefühle aufs neue wach geworden, als der Mann vor ihr stand, den sie drei Jahre lang geglaubt hatte zu hassen und den sie jetzt glühender begehrt als zuvor. Was war aus dem jungen Menschen geworden, dem das wilde Mädchen sich einst an den Hals geworfen hatte! Als ein ganzer Mann stand er vor ihr. Das Gesicht hatte etwas Festeres bekommen; die hellen Röden, die ihm früher in die Stirn sich ringelten, waren verschwunden; er trug die Haare militärisch kurz geschritten; aber das stand ihm gut und ließ ihn männlicher erscheinen. Der stolze Schnurrbart gab ihm etwas Unternehmungslustiges, Kedes, und doch machte er eher einen gelebten, ersten Eindruck.

„Ja, muß jetzt gehen, Frau Siemers,“ sagte er, denn er wußte ihr auf ihre letzten Worte

nichts Passendes zu erwidern. Ein Wort des Bedauerns über den Tod ihres Mannes hätte er nicht über die Lippen gebracht, das wäre Lüge gewesen.

„So eilig?“ fragte sie befremdet. „Ja, hätte Ihnen gern den Hof gezeigt — es ist manches schlechter geworden bei uns; es fehlt die rechte Ordnung. Ich habe mich nicht so darum kümmern können, als der Junge kam, und das Gesinde wechselt alle Jahre. Die Alten machen mir die Leute aufässig, vor allem sie — die Mutter — mischt sich in alles, und so haben wir Zeit und Streit den ganzen Tag. Am ersten Oktober ist der Großknecht gegangen, und einen ordentlichen Ersatz habe ich nicht bekommen.“

Sie sah den vor ihr Stehenden erwartungsvoll an. Aber er schwieg hartnäckig. Da beschloß sie, gerade auf Ziel loszugehen. „Wo haben Sie denn eigentlich einen Dienst angenommen, Hinnerk?“ fragte sie.

Er verstand sofort, was sie bezweckte. „Ich will mich erst nach einer Stellung umsehen,“ entgegnete er ruhig. Beim Ortsvorsteher soll ja wohl ein Knecht gesucht werden. Da wollte ich nach der Kirche hin, und es wird jetzt wohl Zeit sein.“

„Warum haben Sie bei mir nicht angefragt, Hinnerk?“ sagte Gesine stöhnend. „Sie können Großknecht bei mir werden, wenn Sie wollen.“ Sie war blaß geworden vor innerer Erregung. Sie hatte hinzufügen wollen: „Und wenn du Lust hast, kannst du Bauer sein auf meinem Hofe!“ Doch sie war klug genug, die Worte nicht auszubringen.

Hinnerk zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „Wenn alles vergessen sein soll von damals vor drei Jahren, dann möchte es wohl sein. Ich muß mir's überlegen und mit meinen Leuten darüber reden.“

„Mit deinen Leuten?“ rief sie geärgert hervor. „Weißt du nicht allein, was du zu tun hast, Hinnerk?“

Er erwiderte ihren zornigen Blick mit der Ruhe des Mannes, der sich nicht beirren läßt. „Ich spreche noch heute mit meiner Mutter und der Piese darüber. Da sie meine Braut ist, hat sie ein Recht, um ihre Meinung gefragt zu werden. Morgen bringe ich Bescheid, Frau Siemers.“ Und mit kurzem Gruß ging er.

Gesine sah dem Davonschreitenden nach. Eine wilde Tierstucht hatte sich ihrer bemächtigt. Also dachte Hinnerk immer noch an die Piese Niemann. Seine Braut hatte er sie genannt! Nun ja, die pakte freilich zu ihm, das Dienstmädchen des Herrn Volkhardt aus Hamburg. Um ihretwillen hatte er schon einmal Gesines Hand verheiratet. War er noch immer nicht klüger geworden in den drei Jahren? Nie war er Gesine so begehrenswert erschienen wie heute. Es lag eine verhaltene männliche Kraft in seinem ganzen Wesen, die das junge Weib reizte. Wie stolz er dahinschritt — man sah ihm den Soldaten an in der geraden Haltung, der Siderheit der Bewegungen. Sie kannte keinen zweiten, der ihr so gefallen hätte wie dieser. Und nun wollte er erst mit seiner Mutter und mit der Piese großen Kriegsrat halten, ob er sich herablassen sollte, als Großknecht auf den Vollen-Siemerschen Hof zu

ziehen. Es war zum Lachen! Und Gesine lachte wirklich — aber das Klang mehr wie ein erstarrtes Schluchzen.

Ein lautes, höhnisches Gelächter mischte sich in den qualvollen Laut aus ihrer Kehle. Als sie erschrockt herumfuhr, sah sie ihren Bruder Kristian hinter ihrem Rücken stehen. Seine Fuchsaugen funkelten sie an in heller Freude über ihren Zorn. Sie wußte sofort, daß er irgendwo versteckt ihr Gespräch belauscht hatte. Unwillkürlich hob sie die Hand zum Schläge. Ins Antlitz hätte sie ihn treffen mögen, den hämischen Gesellen, der den ganzen Tag faulenzend herumlag, den Zwischenträger zwischen ihr und der Mutter auf dem Altenfeld machte und in der Dorfparochie über sie und alle Welt Klatsch und Tratsch verbreitete.

Sie sah den Hof abernommen hatte, ließ es ihm keine Ruhe, hinter ihr herumspionieren und ihr Ärger zu bereiten. Denn er war ja der eigentliche Anwärter auf den Hof gewesen, von dem die Eltern ihn ausgeschlossen hatten, weil er ein Krüppel war und nur halb zurrechnungsfähig. Und da sollte er die Schwelgerei nicht hassen und vor allem ihren Jungen? Denn er war ja schuld daran, daß ihm — dem Kristian — der Hof nicht gehörte. In der Hoffnung auf den Erben hatten sich die Alten ja zur Ruhe gesetzt, und der Kleine war nun der eigentliche Hofbesitzer; für ihn verwalte Gesine die Wirtschaft, und fogar, wenn sie sich noch einmal verheiratete, wurde der Mann nur Interimswirt und mußte den Hof abgeben, wenn der Junge fünfundsiebenzig Jahre war. So stand es ausdrücklich in der Hofverordnungs-